

der PH Ludwigsburg sind eher originaler empirischer Art: Die beiden Herausgeber stellen in der Teilauswertung besagter Erhebung heraus, dass Jugendliche, beeinflusst von Geschlecht und Schulart (hinter der wohl vorrangig die soziale Schicht und das Bildungskapital stehen), Stars und mediale Bezugspersonen kritisch einschätzen und normativ bewerten können. M. Wierth-Heining fragt sich in seiner Studie (2004 publiziert), in welcher Weise narrative Filme für Peers oder Cliquen bedeutungsvoll werden. Die von ihm qualitativ untersuchten drei Mädchencliquen zeigen entsprechend ihren Gruppenbeziehungen und -themen spezielle Aneignungsweisen und Verstehensprozesse, die die rezipierten Filme jeweils unterschiedlich akzentuieren. S. Hubbuch hat bei 15 erklärten weiblichen „Marienhof“-Fans im Alter von 13 bis 16 Jahren den beträchtlichen Stellenwert der Serie samt ihrer medialen Zweitverwertungen erkundet und zeigt auf, dass deren sicherlich moderaten Normverletzungen Anlässe zur individuellen moralischen Positionierung sein können. Schließlich analysiert U. Christ in den Daily Soaps „Marienhof“ und „Verbottene Liebe“ die überwiegenden Todesbilder und kennzeichnet sie – auch nicht ganz unerwartet – als „vereinfacht und schablonenhaft“ (S. 151), sodass sie schwerlich als realistische Anhaltspunkte für den Informationsbedarf von Jugendlichen herhalten können.

Den Abschluss bilden zwei theoretische Beiträge: Die Herausgeber haben aus Papieren von Dietrich Kerlen zwölf Thesen zur „Kulturgeschichte des jugendlichen Mediengebrauchs“ zusammengestellt, deren Inhalte schon 2005 in Keulens „kulturhistorischer Studie“ publiziert wurden. Auch in der hier erweiterten Form hielten sie einer differenzierteren historischen Prüfung nicht stand, sondern sind recht pauschal und verzerrend; allenfalls erfüllen sie heuristische Funktionen für exaktere Forschungen. Im abschließenden Beitrag argumentiert M. Rath dafür, dass die Medienpsychologie – als Disziplin zur Erforschung von Medienwirkungen – und die Medienethik – als Bewertungsrahmen für deren Wirkungen, Folgen und der damit einhergehenden Probleme (media assessment) – zusammenarbeiten müssten. Dabei lässt er unerwähnt, dass sich just die vorherrschende Psychologie als strenge analytische (um nicht zu sagen: positivistische) Disziplin versteht und sich kaum um soziale, kulturelle bzw. gesellschaftliche Wirkungen von Medien kümmert.

Wie unter diesen Voraussetzungen Kooperation gelingen und was sie vor allem erbringen soll – diese Antwort bleibt der Autor ebenso schuldig wie der gesamte Band sein übergeordnetes Thema nicht ausschöpft.

Hans-Dieter Kübler

Mike Sandbothe / Ludwig Nagl (Hrsg.)

Systematische Medienphilosophie

Berlin: Akademie Verl., 2005. – 410 S.

(Deutsche Zeitschrift für Philosophie; Sonderband 7)

ISBN 3-05-003846-2

„Eine systematisch ausbuchstabierte Medienphilosophie ist bis heute ein Desiderat der Forschung“ hieß es in der 2001 erschienenen Habilitationsschrift von Mike Sandbothe¹, einem der Herausgeber des im Akademieverlag erschienenen Sammelbandes mit dem ambitionierten Titel *Systematische Medienphilosophie*. Dieser Band soll nach dem Willen der Herausgeber keine „additive Inventarisierung“ bekannter medienphilosophischer und medientheoretischer Positionen darstellen. Er soll vielmehr einen Beitrag dazu leisten, die „momentane Arretierung und spezifische Statik“ (S. XIV) des medientheoretischen Diskurses aufzubrechen und zu dynamisieren, und dabei die von Richard Rorty beschriebene „wichtigste soziale Funktion“ der Philosophie zum Tragen kommen lassen, nämlich „das Pendel in Schwung zu halten“ zwischen einem kulturwissenschaftlichen „Medienidealismus“ oder „Medienapriorismus“ und einem „geistewissenschaftlichen Mediennominalismus“ (S. XIV). Angesichts eines verbreiteten „medial turn“ in der Philosophie und den Kulturwissenschaften, der in den Medien das materiale (und unhintergehbare) Prinzip der Konstitution von Wirklichkeit und Erkenntnis – allerdings um den Preis ihrer systematischen Grundlegung – ausmacht, sehen die Herausgeber die Aufgabe der Medienphilosophie vor allem darin, das Verhältnis des MediaLEN zum Nicht-MediaLEN zu denken, ohne es zugunsten eines der genannten ideellen Pole zu vereinseitigen.

Entsprechend wird die Erblast, die ein Titel wie *Systematische Medienphilosophie* trägt, von Ludwig Nagl in seinem Vorwort mit dem Hin-

1 Mike Sandbothe (2001): Pragmatische Medienphilosophie. Weilerswist, S. 11.

weist auf die gebrauchsorientierte Philosophie des späten Wittgenstein pragmatisch reduziert. In Abgrenzung vom Systembegriff der neuzeitlichen Philosophie von Spinoza bis Hegel geht es, so Nagl, diesem Band mit seinen insgesamt 22 Beiträgen um die „Übersicht“ (Wittgenstein) über ein „differenzhaftiges Diskursfeld“ (S. VII), die nicht letztbegründungstheoretisch auf Abgeschlossenheit sondern pragmatisch offen auf „Familienähnlichkeit“ ziele. Keine Frage, eine systematische „Übersicht“ in pragmatischer Absicht, die der Vielfalt der Phänomene verpflichtet ist, kann der einer sich entwickelnden Disziplin adäquate Ansatz sein, um die unterschiedlichen „philosophierenden Zugangsweisen zur Medialität“ in den Blick zu bekommen. Dem Vorwurf der Beliebigkeit, den eine Abkehr vom Imperativ klassischer Systemphilosophien zugunsten einer pragmatischen Offenheit leicht provoziert, begegnet der vorliegende Band mit einigen systematischen und begrifflichen Verstrebungen, mit denen das Feld begrenzt wird.

Dazu dient äußerlich die Gliederung des Bandes selbst, die zwischen (1) sinnlichen Wahrnehmungsmedien, (2) semiotischen Informations- und Kommunikationsmedien und (3) technischen Verbreitungs-, Verarbeitungs- und Speichermedien unterscheidet. Ob es sich dabei eher um eine Typologie der Medien oder um eine mehrdimensionale Theorie des Gegenstands handelt, sei dahingestellt.

Was den Band von innen her – mal explizit mal implizit – strukturiert, ist der Begriff der Medialität, den nahezu alle Beiträge, von Ralf Beuthans „Medienphilosophie der Zeit“ über Dieter Merschs „Medienphilosophie der Sprache“ bis hin zu Sybille Krämers „Medienphilosophie der Stimme“ und Lorenz Engells „Medienphilosophie des Films“ umkreisen und der auch den transmedialen Zusammenhang organisiert.

Neu ist dieser Begriff freilich nicht. Lange bevor der vielfach zitierte Jacques Derrida diesen Begriff mit den Terminen „différance“ und „Spur“ entwickelt hat, hat Walter Benjamin in seinen sprachphilosophischen Überlegungen aus dem Jahr 1916 die Frage nach dem „Medialen“, der Medialität des Mediums Sprache in den Blick genommen.² Früh schon hat Benjamin

das „Mediale“ als den unendlichen-systematischen Zusammenhang der Sprache beschrieben und es von einer instrumentell konzipierten Zeichenfunktion abgegrenzt. Benjamins Bestimmung des „Medialen“ als Bedingung der Möglichkeit und der Grenzen sprachlichen Bedeutens zielt weder auf eine „Neubestimmung des Transzendentalen“ (Margreiter 1999) im Begriff der Medialität noch auf eine Reduzierung auf die Sprache als materiellen Zeichenträger. Indem Benjamin das Mediale als die sprachinterne Organisation analysierte, die die Pole des Sinnlichen und Intelligiblen als Pole medialer Vermittlung zugleich hervorbringt und trägt, formulierte er ein Grundproblem medienphilosophischen Denkens und verwies auf eine fundamentale „Zweideutigkeit“ der Medialität (der Sprache), an dem sich eine ganze Reihe der vorliegenden Texte abarbeitet.

So macht auch Dieter Mersch in seinem Beitrag zu einer „Medienphilosophie der Sprache“ auf eine theoriegeschichtlich bedingte Zweideutigkeit der Sprache im Zusammenhang eines „Denken des Mediale“ (S.115) aufmerksam. Diese Zweideutigkeit bestehe darin, dass die Sprache einerseits, folge man den Arbeiten von Wittgenstein, Heidegger, Peirce und Saussure, zum „entscheidenden Einfallstor [avanciert], durch das wir überhaupt erst zu einem Begriff von Wirklichkeit gelangen“ (S. 114), also Wirklichkeit ein Ergebnis sprachlicher Konstruktionen ist, andererseits genau dadurch in die Rolle eines Modells für jene Medientheorien gerate, die in „Medien einen ähnlich universellen Rang erblicken“ (S. 114). Daraus zieht Mersch den Schluss, dass die „Sprache selber nicht als Medium“ betrachtet werden könne, sondern dass jedes „Medium einer Sprache“ (S. 115) ähnele, weil es von dort her seine Bestimmungen erhalten. Begründet liege dies, so Mersch, im Zeichencharakter der Sprache, in ihrer semiotischen Verfasstheit, die sich als ein dynamisches Netz aus Konten und Marken ohne fixe Referenz, ohne „transzendentales Signifikat“ (Derrida) zeige. Allerdings vernachlässige, so Mersch, die Reduktion von Medialität auf semiotische Strukturalität das Ereignismoment des Performativen der Sprache, in dem die Medialität der Sprache unterlaufen und die Grenze einer Medienphilosophie der Sprache deutlich werde. Ähnlich der Hegel'schen Eule der Minerva ist das Denken der Medialität der Sprache ihrem Vollzug gegenüber immer nachträglich und entsprechend unvollständig. Damit aber schie-

2 Vgl. Walter Benjamin (1977): Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen. In: Ders., Gesammelte Schriften Band II. 1, Frankfurt a. M., S. 140–157.

ße die Sprache in ihren verschiedenen Manifestationen als Schrift, als Rede, als Präsenz der Stimme, „über ihre Medialität hinaus“ (S. 123). „Kraft dieses Überschusses „gibt es“ Medienphilosophie, nicht umgekehrt“ (ebd.) und die sagt, „dass die Sprache selber nicht als Medium expliziert werden kann“ (ebd.).

In thematischem Anschluss an Dieter Mersch setzt sich Sybille Krämer in ihrem Beitrag zu einer „Medientheorie der Stimme“ explizit von dem sog. „Medienpriorismus“ ab, wie er in den Medientheorien von McLuhan, Bolz, Kittler vertreten worden ist. Die Skepsis gegenüber dem Ansatz, Medien zu Konstitutionsbedingungen unseres Wahrnehmens, Erfahrens, Denkens und Kommunizierens zu erklären, begründet Krämer damit, dass ein Medium erstens nur in der Differenz zu einem ihm Äußerlichen bestimmt werden könne und zweitens die „Besonderheit von Medien gerade in ihrer Heteronomie“ (S. 222) zu suchen sei. Etwa so wie der Bote nicht mit eigener Stimme spricht, sondern mit fremder Stimme, sind Medien, so die These von Krämer, nicht autonom sondern folgen einem „fremdem Gesetz“.

Die Stimme ist, wie Krämer im Durchgang durch zeitgenössische Ansätze von Kristeva bis Waldenfels nahelegt, stets mehr als „Instrument, Organon oder auch Medium des Sprechens“ (S. 228). Oder pointierter noch, die Stimme steht in einem Verhältnis der Negativität zu den propositionalen, referentiellen und arbiträren Dimensionen der Sprache. Die „Performanz der Stimmlichkeit“ kennzeichnet für Krämer in Verbindung mit fünf „nicht-hermeneutischen“ Eigenschaften wie Indexikalität, Affektivität, Appellcharakter, Ästhetik und Epistemologie den „Eigensinn des Stimmlichen“ (S. 234). Dessen Berücksichtigung führt zum einen auf die Feststellung der Lautlichkeit als einem „Medium der Performanz von Sprache und Kommunikation“ (S. 234). Zum anderen nimmt Krämer damit ein erweitertes Konzept der Medialität in den Blick, bei dem der Bezug auf ein „Außerhalb des Mediums“ nicht als semiotische Repräsentation, sondern als Verkörperung eines anderen Mediums begriffen wird. Die Stimme wird als „Medium der Performanz eines schriftlichen Ausdrucks“ (ebd.) bestimmt. Die Vorherrschaft des von Krämer kritisierten repräsentationalistischen Denkens führt Reinhard Margreiter in seinem Beitrag zur „Medienphilosophie des Buchdrucks“ historisch auf die „Hyperbolisierung buchbe-

zogener Erkenntnis- und Wissensideologie“ (S. 245) zurück und macht sich für eine mediaphilosophische Grundformel „Sein = Medialität“ (S. 241) stark. Gegen ein solches, wie immer komplexes Apriori legen wiederum so unterschiedliche Beiträge wie Barbara Beckers „Medienphilosophie der Nahsinne“ und Lutz Ellrichs „Medienphilosophie des Computers“ ein Veto ein. Becker, indem sie im Verhältnis des Medialen zum Nichtmedialen den letzteren Aspekt akzentuiert, ohne dabei in einen „Medienmarginalismus“ zu verfallen, Ellrich mit dem Hinweis, dass zwar „die leibliche Verankerung kognitiver und kommunikativer Akte“ durch den Computer einem gravierenden Wandel unterliegen, daraus aber voreilig nicht auf die elektronischen Medien als das unhintergehbar historische Apriori unseres Weltverhaltens geschlossen werden könne.

Eher implizit thematisiert Lorenz Engell in seiner „Medienphilosophie des Films“ die Medialität des Mediums, indem er die mediaphilosophische Begriffsarbeit insofern umkehrt, als er nicht „bereitstehende philosophische Grundbegriffe an das Medium anlegt“ (S. 283), sondern den Gegenstand selbst, „Medien und Medienprobleme [...] als Aufschlüsselungen, Modelle und Reflexionen“ zum Ausgangspunkt begrifflicher Rekonstruktionen nimmt. Engell zielt auf die medial realisierte Gedankenleistung, die darin besteht, die „alte Grundfrage der Film-Ontologie, die Frage nach dem filmischen Gegenstandsbezug [...] aus der Mitte des bewegten Bildes selbst heraus“ (S. 284) zu explizieren.

Am Beispiel des Wortes „Rosebud“ aus Orson Welles *Citizen Kane* verdeutlicht Engell das Paradox, dass das Objekt des Films nur als „filmisch repräsentierte Unverfügbarkeit des Objekts für die filmische Repräsentation“ möglich und gegeben ist. Anders gesagt: Das Verschwinden oder Verfehlen des „zentralen, konvergenten Objekts“ (S. 293) markiert die Medialität des Films insofern, als sein möglicher Gegenstandbezug immer durchgestrichen wird, das filmische Objekt in seiner Repräsentation nicht aufgeht, ihr als Gegen-Stand immer äußerlich bleibt. Eine solche Unverfügbarkeit freilich ist kein Problem einer Medienphilosophie des Films, sondern ein Kernproblem aller repräsentationalistisch-dekonstruktiven Medientheorie.

Die wenigen, willkürlich ausgewählten Beispiele können nur andeuten, wie vielstellig die

medienphilosophischen Zugänge zu den Begriffen Medium und Medialität in den 22 Beiträgen des vorliegenden Bandes sind. Gerade durch die polyperspektivische Auseinandersetzung mit dem Denken eines „*medial turn*“ in der Philosophie, die von der „Überkomplexität alltäglicher Mediaphänomene“ (Giesecke, S. 38) ausgeht, gelingt es, Rortys Pendel neu in Schwung bringen: Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Tilman Lang

Nicole Zillien

Digitale Ungleichheit

Neue Technologien und alte Ungleichheiten in der Informations- und Wissensgesellschaft

Wiesbaden: VS, 2006. – 268 S.

ISBN 978-3-531-15327-8

Es ist keine zehn Jahre her, da erregte die vermeintliche digitale Spaltung der (Informations-) Gesellschaft beträchtliches öffentliches Aufsehen, und die mächtigsten Männer und Frauen dieser Welt zeigten sich fest entschlossen, der drohenden Gefahr mit geeigneten Maßnahmen die Stirn zu bieten. Bekanntlich verebbte das Interesse der Öffentlichkeit an diesem Thema ebenso rasch wie der präventive Tatendrang der Politik. Weitauß nachhaltigere Spuren hat diese Aufregung der späten 90er dagegen in der Sozialwissenschaft hinterlassen, wo die Frage der digitalen Spaltung bis heute auf reges Forschungsinteresse stößt.

Die von Nicole Zillien im VS-Verlag unter dem Titel „Digitale Ungleichheit“ publizierte Untersuchung ist nicht nur ein Beweis für die Vitalität dieses Forschungsbereiches, sondern belegt zudem dessen Emanzipation von den meist fragwürdigen Implikationen und verkürzten Prämissen des politischen Steuerungsdiskurses. Während sich entsprechende Vorgängerstudien noch mit großem Aufwand zu diesem Diskurs ins Verhältnis setzten, entscheidet sich Zillien für die Herleitung ihres Forschungsproblems aus einem theoretischen und damit forschungsinternen Entdeckungszusammenhang und wird dabei in der soziologisch orientierten Ungleichheitsforschung fündig. Genauer gesagt: in der dort stattfindenden Auseinandersetzung zwischen dem traditionellen Kohärenzparadigma einerseits, das die Ursachen sozialer Ungleichheiten in

der prägenden Kraft vertikaler Strukturen in Gestalt von Klassen und Schichten sieht, und dem Differenzierungsparadigma andererseits, das ausgehend von aktuellen Entstrukturierungsprozessen seine Aufmerksamkeit eher auf neu entstehende horizontale Konfiguration in Form von Lebensstilen oder Milieus richtet. Bereits mit der Wahl des Untertitels macht die Autorin aus ihrer Skepsis gegenüber einem vorschnellen Abschied vom Kohärenzparadigma kein Geheimnis und widmet ihre Studie der Frage, inwiefern die soziale Schichtung als das klassische Strukturierungskriterium der Industriegesellschaft auch zur Erklärung von neuen Ungleichheiten in der Informations- und Wissensgesellschaft herangezogen werden kann.

Unter der Annahme, dass digitale Technologien in diesem neuen Gesellschaftstyp den Status einer zentralen Ressource einnehmen, liegt es nahe, die differentielle Teilhabe an dieser Ressource als Testfeld zu betrachten und in theoretischer Hinsicht auf die kommunikationswissenschaftliche Forschung zur digitalen Spaltung und die ihr vorausgehende Wissensluftforschung Bezug zu nehmen. Die systematische und sehr gut strukturierte Auseinandersetzung mit diesen beiden Ansätzen führt die Autorin in einem ersten Schritt zu einem Problemverständnis, das digitale Ungleichheiten als Ergebnis eines mehrstufigen und kumulativen Prozesses begreift, der die folgenden fünf Dimensionen umfasst: die erwarteten Gratifikationen der Internetnutzung, den technologischen Zugang, die Nutzungsart des Internets, die digitalen Kompetenzen und die Auswirkungen der Internetnutzung. Davon ausgehend entwickelt die Autorin in einem zweiten Schritt ein soziologisches Modell zur Erklärung digitaler Ungleichheiten, das sich neben dem Ziel, die genannten Elemente zu integrieren, insbesondere dem Anspruch verpflichtet fühlt, Prozesse auf der Makro- und auf der Mikroebene logisch miteinander zu verknüpfen.

Der durch dieses Modell implizierten Komplexität kann und will die anschließende empirische Analyse nicht gerecht werden. Statt dessen beschränkt sie sich auf die Überprüfung der sog. Brückenhypothese, „nach der diejenigen, die in hohem Maße über ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital verfügen, das Internet in einer anderen Art und Weise wahrnehmen und nutzen als schlechter positionierte Akteure dies tun“ (S. 143). Der Hypothesentest